

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 11

Artikel: Ein Restchen Stoff
Autor: Wagner, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kenntnis der Nutzlosigkeit weiterer Angriffe. Von der stillen Klosterzelle aus, die er wie früher wieder bewohnte, schickte der Unermüdliche die zusammengefaßte Darstellung seiner Erziehungsprinzipien in die Welt hinaus. Der erste (theoretische) Band ist betitelt: „De l'enseignement régulier de la Langue maternelle“. Die folgenden sechs Bände enthalten die „Cours éducatifs“. Wir sehen daraus auch, daß Girard zu den Geistern gehörte, die vor allem die Erziehung als Mittel zur Höherentwicklung und Besserung der Menschheit betrachteten. Nachdem er schon 1838 das Kreuz der französischen Ehrenlegion erhalten hatte, wurde ihm nun von der Academie française ein Preis von Fr. 6000.— zuerkannt. Der Bitte, sich aktiv am Erziehungswesen seines Kantons zu beteiligen, hatte er sich nach seiner Rückkehr ablehnend gegenüber verhalten. Durch gelegentliche Reisen hielt er den Kontakt mit pädagogischen Kreisen und Schulbehörden, die seinen Rat suchten, in den andern Kantonen aufrecht.

Eine schwere Belastung bedeuteten für einen Mann von seiner Geistesrichtung die Sonder-

bundswirren. Das protestantische Murtenbiet natürlich, aber auch andere Kantonsteile waren gegen die Regierungspolitik, die auf Beitritt zum katholischen Sonderbund tendierte. Girard suchte den Schultheißen Deglise zu bestimmen, in der entscheidenden Ratssitzung vom 9. Juni 1846 sich dagegen zu wenden. Die Stimme der Vernunft unterlag, und Fribourg und mit ihm Girard erlebten die Szenen des Bürgerkrieges und der Besetzung durch eidgenössische Truppen. Obschon Girard mit den Prinzipien der neuen radikalen Regierung, die sich nicht auf das Volk stützen konnte, nicht einverstanden war, half er als Präsident der betreffenden Kommission doch mit bei der Reorganisation des Schulwesens. Nach längerer schmerzhafter Erkrankung, die er mit Geduld und Ergebung trug, schloß er am 6. März 1850 seine Augen für immer. Sein patriotischer Geist, der auch in trüben Zeiten an der Zukunft der Schweiz nicht verzagte, wie sein unentwegtes Eintreten für die Volksschule und Volksbildung haben auch in spätern Jahren richtunggebend und mitreißend gewirkt.



Ein leichter Nebelschleier legt sich schwer
Auf die verschlafnen blumenlosen Gärten,
Und fast wie tastend zieht der Wind und leer
Und unsichtbar die ewiggleichen Fährten.
Die Bäume sind noch stumm, doch wie ein Singen
Tönt etwas in den nackten Birkenzweigen,
Und trotz der Nacht ein Glanz auf allen Dingen:
Unhörbar schreitet Gott durchs tiefe Schweigen.

Manuel Deucher

Ein Restchen Stoff

Von Paul Wagner

Es trieb Reinhart hinaus ins Freie; eine seltsame Unruhe und ein inneres Ungenügen erfüllten ihn, so daß er nicht mehr zu lesen vermochte. Nicht allein das Zimmer war ihm zu eng; er hatte das Gefühl, auch selbst nirgendwo zuzureichen und einem Unbestimmten nachwach-

sen zu müssen, das in ihm drängte, doch wußte er nicht, wie das geschehen könne. Er hätte, wie er in solchen Stunden früher oft getan, bei Hermann oder einem der anderen Freunde vorbeigehen können, aber es würde nichts genützt haben; es wäre nicht besser geworden, wenn man

darüber gesprochen hätte. Das drängende Gefühl in seinem Innern wäre dabei vergangen, aufgelöst worden im Gespräch, ja, doch würde dann nichts als eine fade Leere zurückgeblieben sein. Reden hilft nicht in solchen Stunden — und Lesen oder irgendeine andere Tätigkeit auch nicht; man muß sich fallen lassen, mitten hinein in die dunkle Stelle, die sich bisweilen in uns auf tut.

Reinhart verließ auf dem kürzesten Wege die Stadt und ging nach dem Fluß, an dessen Ufern er stromaufwärts schlenderte. Studenten, die die Pausen zwischen den Stunden im Hörsaal damit ausfüllten, daß sie im Park lasen oder arbeiteten, und Frauen mit Kindern füllten die Bänke; alle suchten sie die Sonne und Wärme der ersten Frühlingstage; es ist in jedem Jahr das gleiche.

Nachdem Reinhart eine Weile gegangen und die Anlagen hinter sich gelassen, setzte er sich an einer Biegung des Flusses auf ein paar Stufen, die früher als Anlegeplatz gedient hatten, jetzt aber verlandet und verschlammmt etwa zwei Schritte vom Wasser entfernt im Trockenen lagen. Auf dem angeschwemmten Erdreich wuchsen Gras, Unkräuter und niedrige Sträucher wild durcheinander wie die Samen vom Zufall dorthin geweht worden und aufgegangen waren. Es war Ende April; noch spendeten Buchen und Ahorn kaum Schatten. Von den blühenden Weiden, die ein wenig flussaufwärts standen, wehte der leichte Wind dann und wann Wolken honigsüßen Duftes herüber. Reinhart saß und starrte versunken in das lautlos strömende Wasser; er dachte an nichts. Später nahm er ein dunkelrotes Merkbuch aus seiner Rocktasche und blätterte aufmerksam darin. Aber er schlug Blatt um Blatt um; er schien nichts Bestimmtes zu suchen. Ganz zuletzt fielen ihm aus einer kleinen Tasche, die auf der Innenseite des festen Umschlags eingelassen war, ein paar Bilder und ein Restchen hellblauen Stoffes mit kleinen schwarzen Punkten in die Hände. Er hatte es vor vielen Jahren von der Freundin erhalten, die weit entfernt in einer anderen Stadt und in einem anderen Land lebte, damit er wisse, wie ihr neues Kleid ausfähe. Sie hatte es damals arbeiten lassen, um ihn zu überraschen, wenn er im Sommer käme. Aber es war nichts daraus

geworden, und so hatte er später nur das Restchen Stoff erhalten. Nun hatte er das Kleid noch immer nicht gesehen; es war nicht ausgeschliffen, daß es die Freundin schon nicht mehr trug und daß von allem nur noch dieses kleine Stückchen da war. Lange betrachtete er versunken den kaum spannegroßen Rest, der bei der Fertigstellung des Kleides übrig geblieben und daraufhin zu ihm gelangt war.

Nach einer kleinen Weile begann er nachdenklich einzelne der aus dem Gewebe heraushängenden Fäden abzuzupfen, sie fielen achtlos zu Boden. Schließlich drehte er einen der Fäden auf und zog die feinen, einzeln nebeneinanderliegenden Fasern, aus denen er sich zusammensetzte, heraus. Er überließ sie dem Wind, der sie mit sich nahm und da und dorthin streute.

Ganz hingegeben und gedankenlos betrieb er eine Zeitlang dieses Spiel. Da aber nahm mit einem Male sein schweifendes und formlos treibendes Sinnen eine Richtung an: war es nicht seltsam, daß Fäden ausgerechnet dieses kleinen Restchen Stoffes nun gerade hier dem Winde preisgegeben wurden, daß sie ins Gras unter die Büsche und Bäume und in den langsam dahinfließenden Fluß fielen, der sie mit sich nahm und irgendwo wieder ans Land schwimmen würde?

Der Stoff — und das waren zuerst ja viele, viele Meter gewesen — war in jenem anderen Land hergestellt worden, in dem die Freundin lebte. Eine nicht mehr feststellbare Zahl von Menschen hatte an ihm gearbeitet; alle hatten sie ein bißchen Zeit opfern und zusammenlegen müssen, damit der Stoff geworden war und ein Stückchen davon zu ihm hatte kommen können. Da war die Spinnerin, die das Spinnen des Fadens übernahm, die Zettlerin, die die vielen einzelnen Fäden nebeneinander zu einem Zettel vereinigt hatte, der die Kette des Gewebes gebildet, da war der Weber oder die Weberin, die den Stoff gewebt, und da waren alle die anderen, durch deren Hände er gegangen, bis er jenes Aussehen erhalten hatte, daß er zu einem Kleid verarbeitet werden konnte, und bis er als ein kleiner Teil jenes großen Stückes, als das er gewebt worden, in die Hände der Freundin und

schließlich in seine eigenen gelangt war. Es waren viele, viele; der letzte Mensch auf dem Weg zu ihm war der Briefträger gewesen. Aus dem Leben eines jeden dieser Menschen aber war ein kleines, oft nur ein unscheinbar winziges Stückchen Zeit, verbracht hinter einer Maschine, in einem großen Arbeitsaal, einem Bureau oder Geschäft, in diesem Restchen Stoff enthalten; es hätte sich, so durchfuhr es Reinhart, noch irgendwo finden lassen müssen, wenn Zeit überhaupt etwas war, was sich sehen und finden und wieder herstellen ließ.

Aber der Weg vom Faden bis zu jenem Restchen Stoff war noch längst nicht alles. Der Stoff war Kunstseide. Zu deren Herstellung waren ebenfalls unzählige einzelne Arbeitsgänge nötig gewesen, von denen Reinhart nun die hauptsächlichsten an seinem Geist vorüberziehen sah. Am Anfang all dessen aber stand als Rohstoff für die Kunstseide ein Wald. Wald! — Klang es in Reinhart nach, und dieses eine Wort war es, das auf einmal wieder eine Fülle von Bildern ganz anderer Art in ihm auslöste. Er sah vor seinem Innern die Wälder seiner Heimat auftauchen, sah sie im Frühling, wenn die Knospen schwellen und das erste Grün aus ihnen hervorbricht, sah sie im Sommer schattig und kühl, im Herbst rotglühend und golden und im Winter, wenn der Himmel durch die leeren Zweige blickt oder der Schnee dicht und schwer auf den dunklen Föhren liegt. — Wald! Das waren weiße Birken mit lang herabhängenden Zweigen, waren Buchen und Eichen mit breit-ausladenden Krönen, waren Lärchen und schlanke, hochgewachsene Fichten, blaugrüne Tannen, waren Erlen und Eschen am Bach und — ach, es gab kein Ende; Bilder, Gedanken und Erinnerungen reiheten sich ohne Zahl aneinander ...

Doch da waren wieder die hellblauen Fäden und Fasern in seinen Händen. Wer, so fragte er sich, hätte je daran gedacht, daß sie einmal

irgendwo — denn dieser durch den Augenblick bedingte Ort war ja ganz zufällig und darum irgendwo — im Wind verflattern würden? Die Freundin vielleicht noch am ehesten. Und die Fäden und Fasern selbst, wenn man einmal, was ja durchaus möglich war, ihnen wie allen Dingen, auch den scheinbar toten, ein Bewußtsein zugestand? Oder einer von all den vielen Menschen, die daran gearbeitet hatten und aus deren Leben ein winziges Stückchen Zeit in diesem Restchen Stoff enthalten war, ein Stückchen Zeit, das nun nach Jahren von einem völlig Unbeteiligten — aber war es gewiß, daß man es wirklich war? — wieder herausgezogen und dem Winde preisgegeben wurde? Indem dies geschah, zerrannen zugleich alle darin verflossene Arbeit und Zeit jener Menschen wieder im Nichts, wurden aufgelöst und waren verloren; was übrig blieb, war einzig der Faden, soweit er Rohstoff war, der einen Kreislauf vollendet hatte und in diesem Augenblick einen neuen begann, denn zerfallend würde er wieder ein winziges Teilchen Erde, wieder ein winziges Teilchen Pflanze oder Baum und auf diesem Wege vielleicht auch wieder einmal Faden und Kleiderstoff, rot oder blau, mit oder ohne aufgedruckte Punkte, Blumen oder Ornamente werden. Wer konnte es wissen?

Wieder trug der Wind aus Reinharts Händen einige Fäden und Fasern davon. Wie er ihnen versonnen nachsah, durchschauerte ihn plötzlich der Gedanke: wer aber bin ich; wer sind wir Menschen alle, und was ist unser Leben und Streben? Sind wir in der Hand eines Höheren, nenne man's Gott oder Schicksal oder wie immer, mehr als ein solcher Faden, der zu einem, uns in seiner Ganzheit nicht erkennbaren Gewebe zusammengeschossen wird, dann aber nach Jahren oder Jahrzehnten von derselben Hand in zweck- und absichtslosem Spiel herausgezogen und aufgedreht, dem Winde und der Erde preisgegeben, irgendwohin verweht, zerfällt? ...

